

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

Maurer, Scharnweber, K. Wilke, Carl Bolle, O. Monke: Kleine Mitteilungen.

Man erzählt auch folgende Spukgeschichte vom Schimmel ohne Kopf:

In einem Dorfwirtshause trafen sich zwei gute Freunde aus einem Nachbardorf, sagen wir Müller und Schulze. Müller war in seinem Wagen, Schulze auf seinem Schimmel gekommen. Mit Einbruch der Dämmerung fuhr Müller ab, Schulze blieb zurück, weil er noch weiter zechen wollte. Als er aber Müllers Fuhrwerk fortrasseln hörte, fiel ihm ein, daß er ihm noch etwas zu sagen habe. Er ließ sich schnell seinen Schimmel vorführen und ritt ab, im Galopp hinter Müller her, den er auch bald in Sicht bekam. Aber je toller er galoppierte, desto toller hieb Müller auf die Pferde, so daß er ihn erst einholte, als jener vor seinem Hause hielt. — Auf den Anruf „was plagt Dich, warum läßt Du mich denn nicht herankommen?“ meinte dann Müller, noch immer etwas ängstlich, „ich bin ja ausgekratzt, weil der Schimmel ohne Kopf hinter mir her war!“ Die Dämmerung und der helle Anzug des Reiters hatten die Täuschung veranlaßt, an der auch das genossene Getränk nicht unschuldig sein mochte.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

**Das Wächterhorn von Wandlitz.** In dem Werke „Wendisches Volksthum in Sage, Brauch und Sitte von W. v. Schulenburg“ finde ich unter der Seite 35 folgende Notiz:

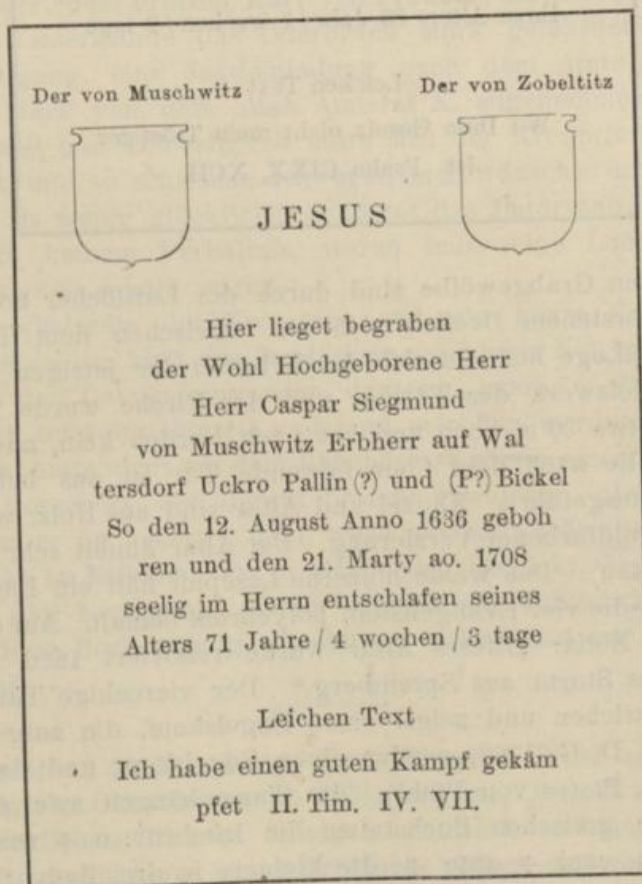
„Wenn eine gromada, Gemeindeversammlung, schnell sein soll, so bläst oder tutet der Schulze die Gemeinde mit der trubawa zusammen. Diese, ein hölzernes Rohr, welches vorher innen naß gemacht wird, hält man mit beiden Händen vor den Mund und bläst hinein usf.“

Ferner ist in dem von Reclam veranstalteten Neudruck der Jobsiade, der die ursprünglichen Originalabbildungen wiedergibt, des öfteren Ehren-Hieronymus mit einem Horn abgebildet, welches dem von Herrn Grunow vorgelegten auffallend gleicht. Beide Hörner werden nämlich mit regulären Trompetenmundstücken angeblasen. Das Anfeuchten ist bei allen Holzblasinstrumenten erforderlich, um dieselben besser zum Ansprechen zu bringen. Diese Hörner müssen aus der Umgegend von Berlin früh verschwunden sein, denn ich erinnere mich nicht, ein solches jemals gesehen zu haben, wohl aber kenne ich ein späteres Wächterhorn und zwar dasjenige von Friedrichshagen genau. Dasselbe war Gemeindebesitz und bestand aus einem gewundenen Ochsenhorn, dem als Verlängerung ein eiserner Schalltrichter angesetzt war. Das Horn wurde mit einer Metallpumpe angeblasen, klang schwach und dumpf und gab nur einen Ton von sich. Dem Horn von Wandlitz dagegen kann schon ein Unkundiger fünf verschiedene, recht angenehm klingende Töne entlocken.

Maurer.



**Bemerkungen über die Kirche zu Waltersdorf, Kr. Luckau.** (Grundriß und einige Skizzen sind im Märk. Prov.-Museum niedergelegt.) Die Kirche ist aus behauenen Feldsteinen aufgeführt. Am Turm sind die Ecken etwa drei Meter hoch aus Raseneisenstein hergestellt. Der Turm hat Satteldach, und ihm ist ein achteckiges Türmchen aus Holz mit Kupferdachung aufgesetzt worden. Die Wetterfahne enthält das Zeichen: G. L. v. P. und darunter die Zahl 1790. Vom Turm führen eine zwei- und eine einflügelige Tür ins Langhaus. Dasselbe hat eine gerade Balkendecke, ist weiß gestrichen und schmucklos. Langhaus und Chor sind durch einen gotischen Bogen ebenso wie Chor und Apsis getrennt. Das Dach hatte früher eine größere Höhe, die sich am Turm noch erkennen läßt. Vom Turm zum Langhause führte früher ein Bogen, der später mit Backsteinen soweit ausgesetzt wurde, daß die heutige Türöffnung entstand. Die drei Fenster der Apsis zeigen gotische Formen. An der Nordseite der Apsis befand sich früher ein Grabgewölbe mit Eingang von der Kirche aus (vermauert), dessen Grundmauern noch heute sichtbar sind. Die auf der Nordseite, in der Mitte des Langhauses, befindlich gewesene Tür ist vermauert. Sie ist zirka  $2\frac{1}{2}$  m hoch und beträgt die ganze Breite 1,75 m. Sie ist aus Raseneisenstein hergestellt und zeigt noch auf der linken Seite eine Fiasche mit zwei achteiligen Rosetten und zwei sehr verwitterten Köpfen. Auch der Rundbogen über der Tür hat eine Fiasche mit wenigstens noch auf linker Seite erkennbarem figurlichen Schmuck. Die Tür ist ausgefüllt durch einen Grabstein mit folgender Inschrift:

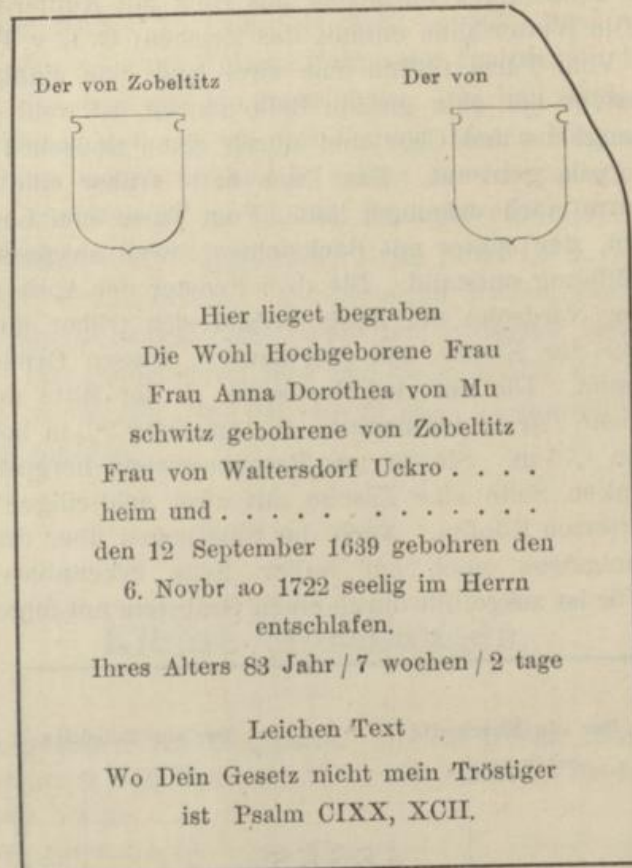


170 cm

80 cm



Dieser Stein lag früher neben einem andern nach O. vor dem Stammerschen Grabgewölbe und ist vor drei Jahren an seine jetzige Stelle gesetzt worden. Der andere Grabstein enthält die Inschrift:



Im Stammerschen Grabgewölbe sind durch die Luftlöcher noch zwei Säрге (einer mit geborstenem Deckel) sichtbar. Zwischen dem Turm und der herrschaftlichen Loge befindet sich das Erbgrab der jetzigen Besitzerfamilie Engels. Das Holzwerk des Turmes und der Kirche wurde 1791 erneuert. Der Turm ist etwa 20 m hoch und hat nach Norden kein, nach Süden zwei Schalllöcher. Die nach dem Chor führende Tür ist aus behauenen Feldsteinen sauber ausgeführt. Kanzel und Altar sind aus Holz, weiß gestrichen mit rosa- und goldfarbener Verzierung. Der Altar ähnelt sehr dem im Dorfe Riedebeck (Luckau). Das weiße hölzerne Leseputz hält ein Engel. Auf dem Altarsims stehen die vier Evangelisten, polychrom bemalt. Auf der Rückwand findet sich die Notiz: „Dieses Altar wurde renoviert 1626. Damals war Pfarrer Johannes Sturm aus Spremberg.“ Der viereckige Taufstein ist aus Stein, weiß gestrichen und zeigt: einen Engelskopf, die aufgemalten Buchstaben C. F. W. D. G. 1766, wieder einen Engelskopf und dann die Buchstaben: G. L. v. P. (= von Pfuhl). Im Turm hängen zwei Glocken. Die größere zeigt in gotischen Buchstaben die Inschrift: o + rex + glorie + cristet + ecm + cani + ante +, die kleinere in drei Zeilen:

*Hope veni cum pace!*



1. Den edlen gestrengen und Erdenvesten Gottfriede Von Wolfersdorf Erp Sessen auf Borms
2. Andreas Bartelt 1592 Jar gos Dorf mich Michael Conen Pfarher dazumal Greger Gatzmann
3. Mich Urban Schober das ist war Verbum Domini Manet in Eternum Amen.

An dem Glockenstuhl findet sich eingebrannt die Zahl 1697. Zum Turm hinauf führen drei schlechte Treppen. Auf dem zweiten Absatz befindet sich ein Eingang zum Kirchboden. In der Höhe des Glockenstuhles befinden sich nach Norden und Süden je ein, nach Westen und Osten je zwei gotische Fenster mit Resten einer inneren Fassung. Die Uhr schlägt an die große Glocke, und der Hammer hat die Buchstaben: G E W. E A S. A. W. Diese Buchstaben sind die abgekürzten Namen der Schmiede, welche den Hammer einstmals repariert haben. 1. Gottfried Ernst Wolf. 2. Ernst A. Schilske. 3. Adolf Wolf. Aufbewahrt wird in der Kirche eine Taufschüssel aus Messing (Beckenschlägerarbeit). Am Klingelbeutel ist eine ganz altertümliche Glocke befestigt. Beim Altar befindet sich ganz oben eine Sonne (goldfarben), dann auf dem Sims die Evangelisten, darunter ein Kreuz und endlich ein Altarbild (Abendmahl). Scharnweber.

Der herzensgute König Friedrich Wilhelm IV. hatte als Kronprinz mit seinem Bruder, dem Prinzen Karl von Preußen, zu der Zeit, da noch die hohen Sommerwasserstände das Oderbruch stark gefährdeten, nach einer solchen Besichtigung, eine Jagdeinladung nach dem Amte Neuendorf bei Oderberg i. d. Mark von dem alten Amtsrat K. angenommen. Durch seine Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit hatte sich der Kronprinz im Fluge alle Herzen erobert, und so sehr man deswegen auch wünschte und sich bemühte, erwies er sich als wenig glücklicher Schütze; das Jagdresultat stand mit den Erwartungen in keinem Verhältnis, woran teils seine Lebhaftigkeit, teils seine Kurzsichtigkeit schuld waren.

Als nun wiederum der Kronprinz auf sehr kurze Entfernung einen stattlichen Bock fehlte, hielt der Jagdgeber eine kleine Notlüge für am Platze, indem er, auf den Davonspringenden deutend, ausrief: „Sehen Königliche Hoheit nicht, er schweiß (blutet) und muß getroffen worden sein? — Aber der alte Amtsrat hatte nicht mit dem Böhnhasen-Kröger, einem dabeistehenden alten Treiber gerechnet, der darauf prompt erwiderte: „Jawoll, wenn der so bybliwwt, as er nu losleggt, denn werd em balle schweiten!“ — (Jawohl, wenn der (Bock) so beibleibt, als er sich eben anschickt, dann wird er bald schwitzen!) — Der Kronprinz, als ein Freund von Volkswitz, hat sich vor Lachen über diese Berichtigung ausschütten wollen und mit ihm die ganze Jagdgesellschaft. — K. Wilke.

Rosskastanien in Meseberg, Kreis Ruppin. Wind und wieder Wind ist die Signatur des Oktobermonats 1903 gewesen. Obwohl unsere Mark nur selten von wirklichen Orkanen heimgesucht wird, so verspürt sie es doch hinlänglich oft, wenn Äolus seine Schläuche öffnet und Sturm und Wetter



über uns hinbrausen läßt. Solch ein schlimmer Tag war insbesondere der 7. Oktober. An diesem litt vorzugsweis, von anderem Schaden abgesehen, unsere heimische Baumwelt. Entwurzelte Stämme, vom Wirbelwind herausgedrehte Kronen, Verstümmelung durch Verlust starker Äste, dies alles war vielfach zu beklagen und im Walde zeigte sich der Boden noch lange nachher mit Tanger und kleinerem Reisig dicht bedeckt. Aber die Windsbraut kann Schläge vollführen, deren dröhnender Wiederhall weitere Kreise zitternd durchschauert; ein solcher hat am obengenannten Datum den Boden der uns benachbarten Grafschaft Ruppın erschüttert.

Zwei gewaltige Roßkastanien standen auf der dem Huvonowsee zugewandten Terrasse von Schloß Meseberg, diesem wahrhaften Asyl urwüchsiger Dryaden. Sie hoben sich hervor gleich ausgezeichnet durch Höhe, Stammumfang und Enormität weitschattender Kronenbildung. Eine von ihnen hat aufgehört zu sein.

Diese Kastanien hatten schon in den siebziger Jahren durch Windbruch gelitten, denselben aber vermöge sorgsamer Pflege von seiten ihres Besitzers und seines trefflichen Obergärtners, des Herrn Schaaf, so gut wie ganz überwunden.

Man hatte sich gewöhnt, sie als eine Zierde der Gegend zu betrachten und wird daher den Verlust einer von ihnen, bei Paßbäumen doppelt empfindlich, schwer verschmerzen.

Die dergestalt entstandene Lücke erinnert außerdem an den Fall einer Riesen-Rottanne des Meseberger Parks, auch soll durch den gleichen der Kastanie jener schöne, durch Alter und Stärke seiner Insassen merkwürdige Laubengang, der, vom Herrensitz seewärts hinabführend, einen Teppich von Vinca überdacht, in Mitleidenschaft gezogen worden sein.

Mit Recht gilt solcher Baumwuchs als Zeugnis für die oft verkannte Triebkraft unseres märkischen Bodens. Um diese Meseberger Kastanien wehte überdem der Hauch der Geschichte. Sie waren die Überlebenden einer bedeutsamen Vergangenheit. Örtlicher Tradition zufolge, die ich aus dem Munde eines verehrten Freundes, des seligen Barons von Hövel auf Meseberg habe, entstammten sie der Pflanzelust des Prinzen Heinrich, Bruders des großen Friedrichs, aus dessen freigebiger Hand einst Meseberg, Baumgarten, Rauschendorf und Schönermark in Kaphengstschen Besitz übergegangen waren. Möge, nach Durchmessung einer bewegten Vergangenheit, die allein noch übrig gebliebene Riesenkastanie, vom Lufthaucher verschont, einer sekulären Zukunft entgegengehend, fortfahren den gigantischen Schatten auf die Gewässer des Huvonow zu werfen. Des Schutzes und der Pflege ihres gegenwärtigen Besitzers, des jüngeren Herrn Lessing, darf man sich wohl ohne weiteres für versichert halten.

Carl Bolle.

**Eine Vorahnung des heutigen Telegraphenverkehrs** findet sich bereits in einem vom Abbé Barthélémy, dem Verfasser der berühmten „Reise des jungen Anacharsis in Griechenland“, an die Marquise Du Deffand im August 1772 gerichteten Briefe. In diesem schreibt Barthélémy: „Während Sie sich über unser Stillschweigen beklagen, sprachen wir oft von Ihnen; es gab ja so vieles, das uns an Sie erinnerte. Ich denke auch oft an ein



Experiment, dessen Gelingen uns glücklich machen würde. Ich verstehe es zwar nicht recht, Sie aber sind auf dem Gebiete der Physik mehr zu Hause als ich und werden mich darüber aufklären. Man sagt nämlich, daß man mit zwei Pendeluhren, deren Zeiger gleichmäßig magnetisch gemacht sind, einen dieser Zeiger genau so wie den andern bewegen könne, so dass auch der Stundenschlag der einen Uhr die andere zum Tönen bringe. Nehmen wir nun an: diese künstlichen Magnete wären so zu vervollkommen, daß sich ihre Kraft bis nach Paris fortpflanzen würde, und Sie zum Beispiel hätten eine solche Uhr und wir die andere. Anstatt der Stunden könnten wir das Zifferblatt mit den Buchstaben des Alphabets bezeichnen. Dann werden wir jeden Tag zu einer bestimmten Zeit den Zeiger bewegen, und Herr X. wird die Lettern ablesen: „Guten Morgen, liebe Enkelin, ich liebe dich zärtlicher als je“. Jetzt hat die Großmama gedreht; wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ungefähr dasselbe sagen. Die Sache läßt sich übrigens noch vereinfachen: die erste Bewegung des Zeigers läßt einen Hammer auf eine Glocke schlagen zum Zeichen, daß eine Unterredung beginnt. Diese ganze Idee gefällt mir außerordentlich. Man wird sie zwar bald mißbrauchen, namentlich für die Spionage zu Kriegs- und politischen Zwecken, aber trotzdem wird sie dem freundschaftlichen Verkehr einen angenehmen Dienst leisten“. B. L. A. 4. 11. 1903.

**Aus Spremberg.** In den „Statuta, Willkühr und Polizei-Ordnung“ der Stadt Spremberg finden sich u. a. folgende kulturgeschichtliche Angaben.

17. „Solche Gemeinden und Dorfschaften wie auch diejenigen unter den Gemarken, welche selbst kein Bier haben, sollen das Bier zu Hochzeiten, Kindtaufen, Kirchmessen, Lob- und anderen Tänzten, wie vor Alters bey Ihren Wirthe, da sie die Herberge haben, und das Bier auff die Wand und Korbstöcker\*) trinken, oder an Oerter da es ihnen schmecket, iederzeit zu nehmen und zu bezahlen schuldig seyn“.

25. „Alle diejenigen Bürger, so Brau-Urbar und zwey-Gebräude und darüber auf ihren Häusern haben, mit einer tüchtigen Musqueten oder sonst ein gut fertig Hauss- und Feuerrohr, nebst einem Seitengewehr“.

42. „Das Streu und Kanicht läst E. E. Rat ernstl. verbiethen, dass sich dessen keiner heraus zu holen unterstehen soll“.

43. „Es soll auch kein Bürger oder Wirth so Reiss und Bier offen hat, seine Biergäste des Abends weiter nicht als bis zu 10 . . . sitzen lassen“.

[Vgl. Chronik der Stadt und des Kreises Spremberg von Dr. Reinhold. Spremberg 1843]. O. Monke.

**Berlin als Wiege der deutschen Marine.** Daß die Reichshauptstadt, nicht die Ostküste die Wiege unserer Marine gewesen ist, dürfte unbekannt sein. Und doch ist dem so. Der Uranfang ist nicht auf die vierziger Jahre zurückzuführen. Er liegt jetzt genau acht Jahrzehnte zurück. 1823 wurde bei Berlin das erste Marinedetachment, die sogenannten Gardemariners,

\*) Ankreiden und in das Kerbholz schneiden lassen.



formiert. Damals erschien auf der Spree das erste preußische Kriegsfahrzeug, das Ruderkanonenboot „Thorn“, dessen Führung und Bewachung dem neuen Marinetruppenteil übertragen wurde. Das Detachement zählte einen Unteroffizier und zwei Mann und genügte nicht zur vollen Besetzung der „Thorn“. Sobald das Fahrzeug im aktiven Dienst Verwendung fand, ergänzte sich die Besatzung aus Gardepionieren. Die „Thorn“ kreuzte zwischen Berlin und Potsdam und beteiligte sich an den Übungen des Gardekorps, dem das Marinedetachement ursprünglich zugeteilt war. Diese dreiköpfige Marinetruppe bestand in gleicher Stärke neun Jahre. Da schenkte der englische König Wilhelm IV. dem König Friedrich Wilhelm III. die nach dem Muster einer britischen Fregatte erbaute Lustjacht „Royal Luise“, die viele Jahre hindurch den Mitgliedern der königlichen Familie zu Fahrten auf den Havelseen diente. 1832 wurde deshalb das Marinedetachement vervierfacht; es bestand aus zwei Unteroffizieren und zehn Matrosen. Diese zwölf Mann besetzten die „Royal Luise“ und die „Thorn“. Die vierziger Jahre brachten durchgreifende Änderungen. 1842 wurde aus den „Gardemarinern“ die Marinesektion gebildet, die nicht mehr dem Gardekorps unterstand, sondern mit dem in Stralsund errichteten Marinedepot, zu dem zwei neuerbaute Kanonenjollen gehörten, eine selbständige Formation bildete, die direkt der Militärverwaltung unterstellt wurde. Das waren die Anfänge preußisch-deutscher Seemacht.

Unser Kaiser hat schon aus diesem Grunde mit vollem Recht ein Kriegsschiff in Danzig durch den Oberbürgermeister von Berlin, unser Ehrenmitglied, Herrn Kirschner „Berlin“ taufen lassen. Diese Schiffstaufe erregte in der 5. ordentlichen Generalsynode, Tagung vom 29. Oktober 1903, unnötigerweise hyperorthodoxe Gemüter. Nicht weniger als sechs Kreissynoden erhoben Einspruch gegen Anwendung des Ausdruckes „Taufe“ bei der Feier der Namengebung von Schiffen, Befestigungen usw. Landgerichtsrat Glasewald-Magdeburg erwies sich als ein feiner, überlegener Referent; er gab seinen Ausführungen eine reizvolle Mischung von Ernsthaftigkeit und Ironie. Unter den Zeugen für den Ausdruck „taufen“ nannte der Redner auch Schillers „Glocke“: „Schließt die Reih'n, daß wir die Glocke taufend weih'n.“ Man könne lediglich sprachliche Bedenken dagegen geltend machen; sie sind nicht stichhaltig, da wir im Deutschen mit dem Ausdruck taufen nicht wie die englische Sprache das „Christlichmachen“ verbinden, sondern nur das Eintauchen ins Wasser. Den Standpunkt der Orthodoxie vertritt Synodale Böttcher-Kottbus; ihn bekämpfte mit frischen Worten Geheimer Kommerzienrat Schlutow-Stettin: die Kirche sollte vielmehr den Wunsch haben, solche volkstümlichen Feiern religiös zu bereichern, statt sie durch Nörgeleien zu verflachen. Die Synode kann weder ein Ärgernis der Schiffstaufen feststellen noch einen ausschließlich kirchlichen Gebrauch des Wortes „taufen“; sie geht daher über die sechs Synodalanträge zur Tagesordnung über. —